



*Guardian Angel mit handgeschriebenem Text von Billy Melander*

Dazu hatte er notiert:

*Lieber Heinz,  
wir alle trugen diese  
Abzeichen, die Mitglieder des 115.  
Infanterie-Regimentes, die in  
Siersdorf waren 1944*

*Billy Melander*

Ich sollte die Medaillen an diejenigen weitergeben, die sich besonders um Nachforschungen über das Unglück im Luftschutzstollen bemühten.



*Heinz Bielefeldt verleiht Günther Schorn einen Guardian Angel*

Günther Schorn, der mit mir in den Monaten der Recherchen sehr kooperativ und zielorientiert gearbeitet hat, war der erste, dem ich in Billys Auftrag einen Guardian Angel aushändigte.

#### **Kapitel 4: Auf der Suche nach Augenzeugen**

Zu Beginn unserer Nachforschungen hofften Herr Schorn und ich, Menschen in Siersdorf zu finden, die etwas von der Katastrophe im November 1944 wussten. Der Redakteur Adam Zantis aus Siersdorf veröffentlichte am 20. Januar in der Jülicher Zeitung unser Anliegen.

**Eine lange verschüttete  
Geschichte wird lebendig**

*Schlagzeile vom 20. Januar 2005*

Daraufhin meldeten sich zwei Personen bei mir – Frau Margret Schaaf aus Siersdorf und Herr Franz-Josef Sommer, ehemals aus Aldenhoven, jetzt wohnhaft in Heinsberg.

Am 23. Januar fand das erste Interview statt:

### **Frau Margarete Schaaf aus Siersdorf erinnert sich**

Die weißhaarige Dame mit wachen Augen, die Günther Schorn und mich willkommen heißt, ist 91 Jahre alt. Sie gehört zur alten Siersdorfer Bauernfamilie Thoma. „Einer meiner Vettern hat herausgefunden, dass der Stammbaum unserer Familie bis ins 14. Jahrhundert zurückreicht“, sagt sie und fügt hinzu, ihr Mann, ein Maurer, und sie hätten vier Kinder gehabt, drei Jungen und ein Mädchen. Frau Schaaf kommt gleich zur Sache und erzählt von den letzten Monaten des Krieges.

„In der Gastwirtschaft meines Großvaters hat sich die Schreibstube des deutschen Militärs befunden. Diese wurde ca. zwei Wochen vor unserer Flucht zurückverlegt.“ Die Einwohner von Siersdorf seien durch Parteifunktionäre, die von auswärts kamen, und durch Militärpolizei evakuiert worden. „Zuletzt kamen die Landwirte an die Reihe. Wir haben Ende Oktober 1944 Siersdorf verlassen. Nur noch zwei Bauern waren im Ort – ich vermute Clausmann und Dolfen, bin aber nicht sicher. Sie sind Anfang November weggezogen. Alle Siersdorfer waren fort. Wir wollten unsere Heimat eigentlich nicht verlassen. Mein Vater sagte: ‚Ich gehe nicht. Ich war Soldat im Ersten Weltkrieg. Ich bleibe!‘ Aber es kam anders“

Frau Schaaf nennt Gründe, die die Entscheidung für die Flucht herbeiführten. Die männlichen Mitglieder der Familie seien im Krieg gewesen – ausgenommen ihr alter Vater und ihr 14jähriger Bruder Hermann. „Auch den wollten sie zum Kriegsdienst noch einziehen. Hermann musste sich immer verstecken. Die Militärpolizei suchte nach ihm und ist auch einmal nachts gekommen. Aber Hermann hatte sich rechtzeitig davongemacht.“ Auf dem Hof habe auch die alte Tante Grete, eine Schwester des Vaters, gelebt. Und zwei Fremdarbeiter seien dort gewesen, die sich als zur Familie gehörend angenommen fühlten. Ein Pole namens Josip, den sie „Jupp“ riefen, habe fleißig auf dem Hof geholfen. Da sie hochschwanger gewesen sei, habe man ihr eine ältere Frau aus der Ukraine zur Unterstützung zugewiesen. Die Ukrainerin habe ihr Enkelkind bei sich gehabt und sei deshalb „Oma“ genannt worden.

Die lebensbedrohliche Gefährdung wurde hautnah erlebt. „Hinter unserem Garten stand ein schweres Geschütz, das Richtung Alsdorf feuerte.“ Man habe aber nicht Schutz im Luftschutzbunker gesucht, sondern im eigenen Keller, der ein starkes Tonnengewölbe gehabt habe. Beschuss und Bombenabwürfe hätten zugenommen. „Als mein Bruder Hermann einmal unsere vier Kühe in der Heidgasse am Dürboslaer Kreuz wegspannte, wurde er von Tieffliegern beschossen. Er versteckte sich unter einer Hecke, bis die Flugzeuge abgedreht hatten.“ An einem Sonntagmorgen, als die Kühe auf der Hauswiese weideten, seien Bomben gefallen und hätten drei Tiere getötet. „Da habe ich zu meinem Vater gesagt: ‚Wir müssen fort. Ich fühle mich für meinen vierjährigen Sohn Peter und das Ungeborene verantwortlich. Willst du warten, bis der Pferdestall getroffen wird und wir nicht mehr mit Pferden und Wagen abziehen, sondern nur noch mit einem Kofferchen fliehen können?‘ Mein Vater gab nach, und wir begannen, zwei Pferdekarren zu beladen.“

Sie seien zunächst bis Müntz gekommen und dort ein paar Tage bei Verwandten geblieben. Ihr Bruder Hermann habe es immer wieder gewagt, mit dem Fahrrad nach Siersdorf zu fahren und die Situation zu erkunden. Als die Amerikaner den Ort noch nicht erobert hatten, sei es ihm gelegentlich gelungen, das eine oder andere aus dem Haus zu holen und mitzunehmen.

„Die nächste Station war Oberaußem. Wir sind an verschiedenen Plätzen im Ort einquartiert worden. Die beiden Pferde und die Kuh kamen bei einem Bauern unter. Jupp, der vier Jahre

bei uns gelebt hatte, verabschiedete sich von uns und suchte sich eine neue Arbeitsstelle auf einem Bauernhof in Oberaußem. Aber ‚Oma‘ wollte unbedingt bei uns bleiben und schlief im Kuhstall. Doch eines Tages wurde sie von uns getrennt und von SA-Leuten zu einem neuen Arbeitseinsatz nach Mitteldeutschland transportiert. Von der Ukrainerin haben wir nie wieder etwas gehört, wohl aber von Jupp“ Nach zwanzig Jahren sei kurzfristig ein Briefkontakt entstanden.

Frau Schaaf kam ins Krankenhaus der nahen Stadt Bergheim und brachte dort am 24. November 1944 ihr zweites Kind zur Welt, ihren Sohn Franz-Josef (+). Im Dezember sei man weitergezogen bis Köln. Da die Rheinbrücken noch nicht zerstört gewesen seien, habe man den Rhein überqueren und in einem kleinen Dorf Unterkunft finden können. „Dort sind wir bis Kriegsende gewesen. In der Nähe lebten auch Leute aus Siersdorf. Einige von ihnen fuhren zum Heimatort, um festzustellen, wie die Lage sei. Als sie zurückkamen, berichteten sie, unser Hof sei völlig zerstört. Sowie mein Vater das hörte, wollte er nicht mehr nach Hause. ‚Ich will nicht wieder von vorn anfangen‘, sagte er. Aber er war doch dabei, als wir im Mai 1945 wieder unsere Pferdekarren beluden und Richtung Bonn fuhren. Dort konnten wir über den Rhein kommen. Tagelang mussten wir warten, bis die Überfahrt freigegeben wurde. Militärfahrzeuge und Gefangenentransporte hatten Vorfahrt.“ Die Rückreise habe eine Woche gedauert. Viele Straßen seien gesperrt gewesen. Kumpiert habe man in leerstehenden Häusern.

„Endlich waren wir in Siersdorf. Es sah furchtbar aus. Unser Haus lag total am Boden. Wir fanden Unterkunft zwei Häuser weiter. Das Haus gehörte einer Cousine und war noch einigermaßen intakt. Dort haben wir längere Zeit gewohnt.“

Frau Schaaf erzählt vom Wiederaufbau. In Siersdorf hatte es ein Russenlager gegeben, das aus sechs Steinbaracken bestand, in denen russische Kriegsgefangene untergebracht waren. Beim Näherrücken der Front hatte man die Gefangenen abtransportiert. Aus dem Russenlager entstand später das erste Bergmannsheim der Zeche EMIL MAYRISCH.

„Von dort haben wir Backsteine geholt, den Mörtel abgeklopft und die Steine für den Bau unseres Hauses genutzt. Mit eigenen Kräften haben wir den Schutt weggeräumt und nach und nach die Schäden beseitigt.“

Als wir Frau Schaaf fragen, ob sie etwas von der Tragödie im Luftschutzbunker erfahren habe, schüttelt sie den Kopf. Aber sie berichtete etwas vom Hörensagen, das ganz wichtig ist und folgende Hypothese zulässt:

Als die Amerikaner Siersdorf eroberten, waren alle Einwohner entweder von sich aus geflohen oder durch deutsche Funktionäre (Feldgendarmarie, sog. "Kettenhunde", oder SA-Leute) zur Evakuierung gezwungen worden. Flüchtlinge aus Alsdorf und Umgebung gerieten zwischen die Fronten und kamen nicht über Siersdorf hinaus. Sie mussten im Ort bleiben, quartierten sich in leerstehenden Häusern ein und erlebten die Kampfhandlungen. Da Billy Melander von Bergleuten berichtet, die damals um Hilfe baten und bei den Bergungsarbeiten ihre Sachkenntnis unter Beweis stellten, nahmen wir an, dass es sich um Bergleute aus Alsdorf handelte.

Ich übersetzte die Erinnerung von Frau Schaaf für Billy Melander. Er äußerte sich u.a. so zu deren Aussagen:

*Hallo, Heinz, an der Geschichte von Frau Schaaf spürt man, dass sie genau weiß, was sie sagt. Sie hat ein bemerkenswertes Gedächtnis, und trotz ihrer 91 Jahre erinnert sie sich an viele Ereignisse Mitte November 1944. Flüchtlinge und Bergleute aus Alsdorf – das klingt zutreffend. Ich weiß, dass wir viele Flüchtlinge gefunden haben, die sich in Häusern und*



*Franz-Josef Sommer*

Am 2. Februar fuhr ich nach Heinsberg, um meinen nächsten Gesprächspartner zu befragen.

### **Herr Franz-Josef Sommer erinnert sich**

Bedingt durch den Abbau von Braunkohle, hat Franz-Josef Sommer seinen landwirtschaftlichen Betrieb in Aldenhoven vor einigen Jahren aufgegeben und sich mit seiner Frau auf dem Klosterhof in Heinsberg niedergelassen. Hier treffen wir uns, schauen uns Bilder vom alten und neuen Hof an und blicken schließlich in eine 60 Jahre zurückliegende Zeit.

„Ich war ein zehnjähriger Junge, als sich die Front Aldenhoven näherte“, erzählt Franz-Josef Sommer, „und in dem Alter möchte man spielen und umherstreifen. Aber ich musste schon tüchtig mit anpacken auf dem Hof, den mein Vater und mein Onkel – Franz und Martin Sommer – bewirtschafteten. Als kleiner Kerl konnte ich schon gut mit Pferden umgehen und richtig kut-

schieren. Ich war eine wichtige Hilfskraft.“

Warum Vater und Onkel nicht zum Militärdienst eingezogen worden waren, möchte ich wissen. „Mein Vater ist im Ersten Weltkrieg in Verdun schwer verletzt worden, und mein Onkel Martin war durch einen geplatzten Blinddarm invalide. Beide waren also nicht wehrtauglich. Zudem galten landwirtschaftliche Betriebe als kriegswichtig, für die Arbeitskräfte freigestellt wurden.“

Wegen der Tiefflieger sei die Arbeit auf den Feldern immer gefährlicher geworden, fährt Franz-Josef Sommer fort. Eines Tages sei ein amerikanisches Flugzeug über Pattern abgeschossen worden. „Da habe ich den ersten Amerikaner gesehen. Der Pilot war mit dem Fallschirm abgesprungen und wurde vom Wind in Richtung Aldenhoven getrieben. Ich konnte sehen, wie er einen Stiefel verlor. Der Pilot landete auf dem Dach der Gaststätte Schäfer und wurde verhaftet. Viele Leute liefen herbei, um den Gefangenen zu sehen. Er war ein junger Bursche. Freundlich lächelnd zog er eine Tafel Schokolade aus einer Tasche seines Overalls und reichte sie mir. Sofort riefen einige: ‚Weg damit, die ist bestimmt vergiftet!‘ Schade, wie gern hätte ich von der seltenen Köstlichkeit ein Stück probiert.“ Wohin man den Gefangenen brachte, weiß Franz-Josef Sommer nicht.

Einem Tieffliegerangriff wäre sein Onkel Josef Steinheuer beinahe zum Opfer gefallen. „Die Scheune brannte, mein Onkel wollte Stroh beiseite schieben, um eine Ausbreitung des Feuers zu verhindern. Da schoss ein Tiefflieger heran. Mein Onkel floh ins Haus, und durch einen Sprung in einen Seitenflur ist er dem Beschuss entkommen. Er hat mir die Einschüsse in der Wand und leere Patronen auf dem Boden gezeigt.“

Das Kriegsgeschehen wurde heftiger und bedrohlicher. Franz-Josef Sommer erinnert sich an den ersten schweren Beschuss. „An einem Sonntag im September feuerte amerikanische Artillerie aus Richtung Palenberg in den Ortskern von Aldenhoven. Eine Granate traf den Kuhstall unseres Nachbarn, tötete eine Kuh und verletzte eine zweite schwer. Als eine

stall unseres Nachbarn, tötete eine Kuh und verletzte eine zweite schwer. Als eine Feuerpause einsetzte und wir uns auf die Straße wagten, hörten wir, dass in der Gerberstraße zwei Menschen tödlich getroffen worden seien, eine Frau – ich glaube, sie hieß Colling – und ein SA-Mann. Ich lief hin und erblickte zum ersten Mal Leichen.“

Wenn Bombenalarm gegeben wurde, flohen manche Leute in einen Luftschutzstollen, den Bergleute in der Nähe des heutigen Rathauses angelegt hatten. „Wir Kinder sind dort hin und wieder hineingelaufen, um die unterirdischen Gänge zu erkunden. Bei Fliegeralarm suchten wir aber nicht in dem Bunker, sondern in unserem Keller Schutz“, sagt Franz-Josef Sommer und berichtet von einem Glücksfall, der sich in unmittelbarer Nachbarschaft ereignete. „Familie Wefers besaß zwei Keller. Sie zogen sich immer in den ersten zurück. Doch bei einem Luftangriff wählten sie – aus welchen Gründen auch immer – den zweiten Keller und überlebten. Denn ein Volltreffer hatte ihr Haus und den ersten Keller total zerstört.“ Auch das Treppenhaus von Onkel und Tante Steinheuer sei getroffen worden. „Als sich der Staub gelegt hatte, tastete Onkel Josef im Dunkeln über eine glatte Fläche und stellte entsetzt fest, dass er einen Blindgänger berührte. Fluchtartig verließen er, seine Frau und die dreijährige Tochter das Haus.“

Die Kampfhandlungen seien ständig näher gerückt, erzählt Franz-Josef Sommer weiter, und der Aufenthalt in Aldenhoven sei lebensgefährlich geworden. „Wir hörten das Heulen der Artilleriegeschosse und das Knattern von Maschinengewehrsalven. Deckung nahmen wir hinter Bäumen und im Durchflussrohr am Merzbach. Man hatte einen Zugang aus Bohlen angelegt, damit man trockenen Fußes durch den Bach zum dicken Betonrohr gelangen konnte.“ Als deutsche Funker im Haus Sommer ihre Station aufgebaut hätten, seien sie bald von den Amerikanern angepeilt und beschossen worden. „Unser Haus hat dreizehn Treffer abbekommen.“

Ich frage, wie lange man in solch einer bedrohlichen Lage noch ausharren wollte, und erfahre die Geschichte der Flucht nach Serres bei Welldorf. „Unser Pfarrer Theodor Heuerl war ein gewaltiger Prediger. Ich höre noch, wie er mit kraftvoller Stimme uns zu ermutigen versuchte: ‚Wir verlassen die Heimat nicht!‘ Aber die Wirklichkeit sah anders aus. Im September 1944 spielte ich mit einem meiner Brüder in der Nähe des Bahnhofes. Ein Zug rollte langsam vorwärts, hielt an, und wir sahen Pfarrer Heuerl und Bekannte aus unserem Ort im Zug. Zu Hause erzählten wir unserem Vater: ‚Papa, der Pastor und Leute aus Aldenhoven fahren weg.‘ Bald folgten andere, freiwillig oder zwangsevakuiert. Vater und Onkel Martin überlegten, was zu tun sei, und fanden folgende Lösung. In Serres bei Welldorf befand sich eine Feldküche der deutschen Verteidiger. Die Versorgungskompanie beschaffte auch aus Aldenhoven Nahrungsmittel und transportierte sie nach Welldorf. Mit einem solchen Transport wurden meine Mutter und wir fünf Kinder mitgenommen. Wir waren in Sicherheit. Mein Vater und dessen Bruder Martin kamen später nach. Sie wechselten sich ab. Jeweils fuhr einer der beiden mit dem Fahrrad – was sehr gefährlich war – nach Aldenhoven, um nach dem Vieh und dem Hof zu sehen. Schließlich harrten noch neun Leute aus: Mein Vater und sein Bruder Martin, Onkel Josef Steinheuer, Heinrich Gebhardt mit seinen beiden Schwestern, Karl Wefers, und das Dienstmädchen Gertrud Esser, das man im Dorf Gertrud Sommer nannte, weil man sie zu unserer Familie zählte. Auch der polnische Zwangsarbeiter Stanislaus blieb bis zum Schluss.“

Franz-Josef Sommer weiß noch einiges vom Hörensagen: „Anfang Oktober bauten Kriegsgefangene einen Radweg an der Bundesstraße 1 in Richtung Jülich. In der Nähe waren Onkel und Vater dabei, Roggen zu säen. Die Amerikaner flogen einen Bombenangriff auf die Bahnstrecke Jülich – Aachen und auf die Kreuzung Bundesstraße 1 – Jülicher Straße. Vater und Onkel befürchteten einen Tieffliegerangriff, aber kein Schuss wurde auf sie abgegeben. Sie vermuteten, dass sie wegen der Kriegsgefangenen verschont blieben. Durch den Explosionslärm gerieten die Pferde in Panik, sie rissen sich los und liefen zum Stall.“

Die Bombenangriffe nahmen zu. Bei einem verlor Heinrich Schnabel sein Leben. Franz-Josef Sommer erzählt, was er über dieses tragische Ereignis erfahren hat. „Heinrich Schnabel hatte sich dem Wehrdienst entzogen und im Alten Turm versteckt. Seine Tante, die über einen Gang vom Nachbarhaus in den Turm gelangen konnte, versorgte ihren Neffen mit dem Notwendigen. Als die Bomben fielen, verließ Heinrich Schnabel den Alten Turm und lief mit seinem Vater zur Schwanengasse. Beide suchten Deckung in einem Graben. Der Vater beugt sich über seinen Sohn, um ihn mit seinem Körper zu schützen. Unmittelbar neben ihnen schlug eine Bombe ein. Die aufgeworfene Erde verschüttete beide. Josef Neulen, der vom Feld kam, schaffte es, Vater Schnabel auszugraben. Doch der unter ihm liegende Sohn Heinrich war erstickt.“

Von einem zweiten schweren Luftangriff auf Aldenhoven hatte Martin Sommer seinem Neffen Franz-Josef erzählt. „Onkel Martin fuhr mit Pferd und Wagen zum Hof zurück, als er das herannahende Bombergeschwader sah. Er wendete sofort und ging hinter einer Bodenwelle (am heutigen Bourheimer Weg) in Deckung. Von dort aus beobachtete er, wie die Flugzeuge ihre Bomben ausklinkten. Damals wurde die Marienapotheke getroffen. Siebzehn Menschen starben, darunter auch unser Hausarzt.“

Ein weiterer Bericht des Onkels kommt Franz-Josef Sommer in den Sinn. „Am 19. November sind Kirche und Wasserturm von deutschen Soldaten gesprengt worden. Onkel Martin hat vorher noch mit dem Sprengkommando gesprochen und erfahren, man wollte den Amerikanern keinen Artillerie-Beobachtungsposten hinterlassen.“

In der folgenden Geschichte wird die Vermutung bestätigt, dass sich damals Flüchtlinge aus der Alsdorfer Gegend hier aufhielten. Franz-Josef Sommer erzählt von einem Großangriff auf Aldenhoven am 27. November 1944. „Der Ort brannte, auch unser Hof. Onkel Martin hat mir erzählt, dass er in den Luftschutzbunker floh. Dort traf er Flüchtlinge aus Alsdorf und Baesweiler und polnische Zwangsarbeiter, auch Stanislaus. Amerikanische Infanterie räumte den Bunker und führte die Insassen zum Verhör in die Gaststätte ‚Zur Post‘. In einem Zimmer versammelte man die Polen, in einem anderen die Deutschen. Die Flüchtlinge wurden nach Alsdorf und Baesweiler transportiert.“

Franz-Josef Sommer setzt seinen Bericht mit einer tragischkomischen Episode fort : „Heinrich Gebhardt, Onkel Josef und Onkel Martin wurden als Spione verhaftet und nach Holland in ein Gefängnis abgeführt. Dort saßen sie sechs Wochen bei Wasser und Brot, bis Karl Wefers für ihre Entlassung sorgte. Das war – so hat man mir erzählt – ein tollkühner Mann, der gegenüber den amerikanischen Gefängniswärtern selbstsicher auftrat. In einem deutsch-englischen Kauderwelsch und mit Händen und Füßen machte er seinen Wunsch verständlich, den Kommandanten zu sprechen. Es gelang Karl Wefers, den Offizier von der Unschuld der drei Aldenhovener zu überzeugen. Sie wurden freigelassen und nach Baesweiler abgeschoben.“

Nach der Serie der Geschichten vom Hörensagen kehrt Franz-Josef Sommer zu selbsterlebten Geschehnissen zurück. „Meine Mutter und wir Kinder konnten beim Herannahen der Front nicht in Welldorf bleiben. Wir flohen nach Niederaußem und setzten später mit einer Fähre über den Rhein. Unterschlupf fanden wir in Leverkusen. Von dort kehrten wir im Mai 1945 nach Aldenhoven zurück. Die amerikanische Besatzung organisierte den Beginn einer landwirtschaftlichen Produktion, die der Selbstversorgung der Bevölkerung dienen sollte. Vieh wurde verteilt, auch wir erhielten eine Kuh. Als Saatgut bekamen wir Sommerweizen, der uns bis dahin unbekannt gewesen war.“

Dass trotz des Kriegsendes das Leben noch bedroht sein konnte, erfahre ich in der Geschichte vom Misttransport. „Minengefahr gab es an manchen Stellen, zum Beispiel bei der Einmündung der Jülicher Straße zur Bundesstraße 1. Die verminten Gebiete wurden abgesperrt, bis



die Minen geräumt waren. Endlich war auch ein Weg, der zu unseren Feldern führte, minenfrei, und wir konnten mit Pferdekarren Mist zu den Äckern fahren. Eines Tages entdeckte mein Vater im Staub des Weges ein Metallstück und stellte fest, dass dort noch eine scharfe Mine lag, die das Räumkommando übersehen hatte. Welch ein Glück hatten wir gehabt! Durch angeblich entminetes Gebiet hatten wir 50 Karren Mist transportiert, immer haarscharf an der versteckten Mine vorbei.“

Meine Frage, ob er je etwas über den tragischen Tod von Kindern und Erwachsenen in einem Siersdorfer Luftschutzstollen erfahren habe, bejaht Herr Sommer. Auch er konnte etwas vom Hörensagen beitragen: „Ich habe mitbekommen, wie mein Vater sich mit einem Vertreter für landwirtschaftliche Produktionsmittel namens Jakob Bachen unterhielt. Dabei erwähnte der Vertreter, er hätte gehört, dass in Siersdorf Menschen in einem Stollen verschüttet worden seien und erstickt wären.“ Ob er wisse, wo man die Toten bestattet habe. Franz-Josef Sommer schüttelt den Kopf.

Als Billy den Bericht von Herrn Sommer gelesen hatte, schrieb er mir u.a. dies:

*Hallo, lieber Heinz, das ist sehr gut geschrieben und hilft mir, Erinnerungslücken zu schließen. Ich bleibe dabei: Es ist richtig anzunehmen, dass es Leute aus Alsdorf waren, die die unglücklichen Seelen waren, welche die Tragödie in Siersdorf in jenen Novembertagen 1944 getroffen hat.*

Am 10. Februar unterstützte Adam Zantis unsere Bemühungen mit einer zweiten Veröffentlichung in der Jülicher Zeitung:

## **Erste Hinweise bei Spurensuche**

Geschichtsverein geht der Geschichte des **US-Veteranen Billy Melander** nach

*Schlagzeile vom 10.02.2005*

Die ersten Hinweise waren dürftig, eher Vermutungen als Fakten. Tatsache war, dass Menschen aus Siersdorf nicht im Luftschutzstollen erstickt waren. Als gesichert konnte ferner gelten, dass Flüchtlinge in Siersdorf zwischen die Fronten gerieten. Woher sie kamen, blieb noch offen. Über die eigentliche Tragödie war nur gerücheweise etwas zu erfahren.

Herr Schorn machte sich auf die Suche nach dem Vertreter Jakob Bachen, auf den Franz-Josef Sommer sich bezogen hatte und der angeblich in der Nähe von Eschweiler leben sollte. Doch die Recherche blieb ohne Erfolg. Aber Herr Sommer hatte noch eine andere Person erwähnt: das Dienstmädchen Gertrud Esser. Ob diese hochbetagte Frau, die in Krauthausen wohnt, mehr wusste als nur vage Gerüchte?

Am 15. Februar begegnete ich der 82jährigen, ehemaligen Angestellten beim Bauer Sommer in Aldenhoven - Gertrud Esser (genannt „Sommers Traud“), heute verwitwete Frau Macherey. Das Gespräch war lebhaft und dauerte lange. Frau Macherey erzählte munter im Wechsel von Hochdeutsch und Platt und genoss es offensichtlich, einen interessierten und geduldigen Zuhörer zu haben. Meine Erwartungen waren recht hoch. Während Herr Franz-Josef Sommer vieles nur „aus zweiter Hand“ hatte berichten können, war die damalige Angestellte Augenzeuge der Kriegseignisse gewesen. Sie bestärkte die hohen Erwartungen gleich zu Anfang: „Ich war die Letzte, die Aldenhoven verlassen hat, und die Erste, die zurückgekommen ist.“

Unser Gespräch gewann Struktur und Linie durch das Tagebuch, das Frau Macherey während des Krieges geführt hatte. Auf den Rückseiten eines Kochbuches hatte sie ihre Erlebnisse aufgeschrieben. Die Schrift ist inzwischen verblasst und kaum lesbar. Ihr Ehemann hatte vor Jahren Teile des Tagebuches mit der Schreibmaschine abgeschrieben. Die Niederschriften über die Kriegsmomente November 1944 bis Mai 1945 ließ Frau Macherey mir aus, damit ich sie abschreiben könnte.

#### Abschrift:

Gertrud Macherey, geb. Esser  
„Sommers Traud“:

### **Aus dem Tagebuch einer 21 jährigen Aldenhovenerin über den Kriegswinter 1944/45 in Aldenhoven**

Am 24. September 1944 schlugen in Aldenhoven die ersten Artilleriegeschosse ein. Seit diesem Vorfall hatten wir uns mit 27 Menschen im Hauskeller der Familien Franz und Martin Sommer häuslich eingerichtet. Am 5. Oktober 1944 wurde dann ein Teil von Aldenhoven durch einen Bombenteppich zerstört. Hierbei wurden die Apotheke, das Textilgeschäft Dohmen und der Bauernhof Beiß dem Erdboden gleichgemacht. Einige andere Häuser wurden dabei zum Teil schwer beschädigt. Durch die Munition, welche bei Beiß auf dem Hof stand, kam es zu einem großen Brand.

Bei diesem Angriff blieben acht Menschen tot. Die Toten waren: Dr. Schröder, Wilhelm Sommer, Heinrich Schnabel und Heinrich Vahsen aus Aldenhoven; weiter blieben noch vier Flüchtlinge aus Aachen tot, deren Namen nicht bekannt sind. Sie wurden erst später unter den Trümmern der Apotheke gefunden. Die Toten wurden unter schwerem Artilleriebeschuss von Pfarrer Heuel auf dem Friedhof beigesetzt. Durch den starken Artilleriebeschuss und die starken Fliegerangriffe musste man die Gräber halb offen lassen und den Friedhof fluchtartig verlassen.

Die Bevölkerung lebte nun in großer Angst und Bange. Viele zogen es vor, Aldenhoven zu verlassen. Am 12. Oktober 1944 wurde Aldenhoven nochmals von den Fliegern heimgesucht. Dabei wurden sieben Menschen getötet. Nach diesem Angriff sind am 13. Oktober die meisten Aldenhovener Bürger mit einem Sammeltransport nach Mitteldeutschland evakuiert worden. Da die Leute nur das Notwendigste mitnehmen konnten, blieb das ganze Vieh auf verschiedenen Bauernhöfen zurück. Um nun das Vieh versorgen zu können, blieben einige wagemutige Aldenhovener Bürger zurück. Es waren: Josef Steinheuer mit Frau und zweijähriger Tochter Margret, Heinrich Gebhardt mit Frau und der 16jährigen Tochter Katherina, Martin Sommer und die Hausgehilfin Gertrud Esser, genannt „Sommers Traud“, Karl Wever, zwei Kriegsgefangene aus Polen und zwei Polizeibeamte, welche den Ort nicht verlassen durften. Es waren die Herren Eldracher aus Aldenhoven und Frey aus Freialdenhoven. Die Familie Franz Sommer mit Frau Katharina war mit ihren zwei Kindern zunächst bis nach Serrest bei Welldorf gezogen.

Die Artillerie- und Fliegertätigkeiten ließen jetzt etwas nach, und man konnte sich ab und zu auf die Straße wagen. Die Hausgehilfin der Familie Sommer, Gertrud Esser, fuhr jetzt verschiedentlich noch mal mit dem Fahrrad von Aldenhoven nach Serrest, um nach der Familie Sommer und nach den Kindern zu schauen und Nachricht aus Aldenhoven zu überbringen. Ab und zu musste sie dabei jedoch im Straßengraben vor gelegentlichem Artilleriebeschuss Deckung nehmen.

Zu Allerheiligen 1944 war es so ruhig, dass wir uns zum Friedhof wagen konnten, um hier die halboffenen Gräber zuzuschaukeln. Gute 14 Tage konnten wir in Aldenhoven ruhig leben. Es



war die Ruhe vor dem großen Sturm. Josef Steinheuer hatte im Keller noch Brot gebacken. Dadurch dass das meiste Vieh in Aldenhoven zurückgelassen worden war, hatten wir genügend Lebensmittel.

Am 16. November 1944 brach nun der große Sturm über uns los. Fröhlichmorgens fing das Inferno schon mit schwerem Artilleriefeuer an. Bomben fielen, Granaten schlugen ein, überall brannte es lichterloh. Flieger hatten die Scheune und Ställe der Familie Sommer in Brand geschossen. Zudem erhob sich ein starker Sturm. Wir konnten es im Keller vor lauter Rauch nicht mehr aushalten. Darum entschlossen wir uns alle, in den Bunker am Graben umzuziehen. Wir mussten über die Straßenmitte zum Bunker flüchten, um nicht von den einstürzenden Häusertrümmern erschlagen zu werden. Das Vieh hatten wir zuvor aus den brennenden Ställen getrieben. Wir sahen, dass der Himmel schwarz von Flugzeugen war. Über Düren und Jülich standen schwarze Rauchwolken. An diesem Tag wurden die beiden Städte in Schutt und Asche gelegt. Durch konzentrierte Fliegerangriffe wurden sie dem Erdboden gleichgemacht.

Am Abend, als es ruhiger wurde, liefen wir noch mal zurück zum Haus der Sommers. Es brannte noch alles lichterloh. Herr Gebhardt kam noch zu uns und sagte uns, dass bei Steinheuers im Kellereingang ein Blindgänger liegen würde. Da entschlossen wir uns, wieder zum Bunker zu gehen.

Am nächsten Morgen wollten wir nochmals nach dem Vieh bei Sommers schauen. Wir mussten nun feststellen, dass jemand im Haus war. Nach einigem Suchen fanden wir zwei deutsche Soldaten schlafend im Bett. Wir haben ihnen noch von unseren Vorräten zu essen gegeben. Die Soldaten wussten nicht, wie es mit ihnen weitergehen sollte und wo sie hin sollten. Diese beiden Soldaten waren die einzigen, die wir von der deutschen Front gesehen haben. Jetzt hatten wir keine Ruhe mehr, bis wir im Bunker waren.

Am 19. November 1944 gegen 10 Uhr hörten wir im Bunker plötzlich mehrere schwere Explosionen. Die Männer gingen daraufhin aus dem Bunker und sahen, dass die beiden Soldaten den Wasserturm und die Kirche gesprengt hatten. Wo sie dann geblieben sind, wissen wir nicht. Gegen 12 Uhr gingen wir nochmals aus dem Bunker und sahen auf der Landstraße am Bahnhof einen amerikanischen Panzerwagen stehen. Wir waren zunächst überrascht und sprachlos. Wir dachten, dass nun die Front über uns weg sei und wir wieder nach Hause gehen könnten. Trotzdem trauten wir uns noch nicht aus dem Bunker. Am Abend kamen nun amerikanische Soldaten und holten uns aus dem Bunker. Wir durften aber nicht nach Haus, um einige Sachen zu holen. Man führte uns zum Keller der Wirtschaft Baumann. Hier haben wir dann die ganze Nacht verbracht.

Am 20. November 1944 morgens gegen 9 Uhr kamen zwei amerikanische Soldaten und sagten uns, dass wir für einige Tage weiter zurück nach Schleiden müssten, bis die Front hinter der Rur sei. In Schleiden blieben wir jedoch nicht, sondern wurden weiter nach Baesweiler evakuiert. Die Einwohner von Baesweiler waren nicht evakuiert worden, weil hier die Front zu schnell vorüber war. Wir wurden hier von den Amerikanern auf verschiedene Familien aufgeteilt. Die Familien Gebhardt und Steinheuer kamen zu Wilhelm Dohmen. Die Herren Wever und Sommer und Gertrud Esser kamen zu Herrn Hubert Rosen. Die beiden Polizisten wurden zunächst auf die Kommandantur gebracht. Hier wurden sie verhört und mussten ihre Uniform abgeben. Dann wurden sie bei Peters einquartiert. Es wurde nun auch langsam ruhiger. Es gab nur noch gelegentlich Schusswechsel. Wir dachten nun, dass wir wieder nach Hause gehen könnten.

Die Herren Gebhardt, Steinheuer und Sommer machten sich also auf den Heimweg nach Aldenhoven. Sie kamen jedoch nur bis Siersdorf. Hier wurden sie von amerikanischer Militärpolizei aufgegriffen, weil sie ohne Erlaubnis in der Sperrzeit außerhalb ihres Aufenthaltsortes

waren. Sie wurden jedoch von der amerikanischen Militärpolizei nicht zu ihrem Quartier zurückgebracht, sondern nach Holland in ein Gefängnis. Hier mussten sie eine Strafe von 10 Tagen verbüßen. Dann wurden sie wieder nach Baesweiler zurückgebracht.

Zwischen Weihnachten und Silvester 1944 fand noch einmal ein deutscher Fliegerangriff auf die amerikanischen Stellungen in Baesweiler statt. In der Hauswiese der Familie Rosen befand sich eine amerikanische Geschützstellung. Hier fiel auch eine Bombe auf diese Stellung. Dabei wurden drei Kühe, welche sich auf der Wiese befanden, getötet. Wir saßen zu dieser Zeit mit der Familie Rosen in deren Bunker. Dadurch ist uns nichts geschehen. Da befürchteten wir, dass der Krieg und die Front noch einmal zurückkommen würden. Wir verstanden jetzt auch, warum uns die Amerikaner noch nicht nach Hause gehen ließen. Doch außer den schweren Abschüssen des Geschützes auf der Hauswiese und den fernen Einschlägen hörten und merkten wir nichts mehr. Wohl merkten wir, dass immer mehr amerikanische Soldaten und Panzer und anderes Kriegsmaterial sich in Baesweiler sammelte. Die ganze Hauswiese der Familie Rosen war auch von Soldaten mit ihren Fahrzeugen und Geräten belegt. Gegen Ende Februar merkten wir, dass die amerikanische Front weiter zum Rhein ging. Plötzlich hatten alle Amerikaner Baesweiler in Richtung Landesinneres verlassen.

Als das Militär fort war, wurde es bei uns ruhig. Da die Männer die verbüßte Strafe noch in den Knochen hatten, wagten sie sich noch nicht nach Hause. Darum begaben sich am 9. März 1945 Gertrud Esser, Katharina Gebhardt und ein Pole in Richtung Aldenhoven. Sie kamen auch ungeschoren in Aldenhoven an. Aber sie kannten sich kaum wieder. Alles hier war öde und leer. Man hörte seine eigenen Schritte und fürchtete sich vor dem eigenen Schatten. In Aldenhoven waren amerikanische Neger stationiert. Die Häuser waren leer. Was durch den Krieg nicht zerstört worden war, war mutwillig zerschlagen worden. Da wir keinen Aufenthalt für uns sahen, gingen wir am selben Tag wieder nach Baesweiler zurück, um den dort Verbliebenen Bericht zu erstatten. So fassten sich alle am 10. März 1945 ein Herz und zogen geschlossen nach Aldenhoven. Gleich begannen wir, aus den herumliegenden Geräten und Gegenständen für uns eine Bleibe zu schaffen. Nun war Aldenhoven wieder von 12 Einwohnern belebt.

Als die kleine amerikanische Besatzungstruppe uns bemerkte, gaben sie uns zunächst Lebensmittel. Auch teilten sie das frei herumlaufende Vieh unter uns auf. So konnten wir uns zunächst ernähren. Später sorgten die Amis auch noch für Saatgut, damit wir die von Minen geräumten Äcker bestellen konnten. Anfang Mai kamen dann auch die ersten Aldenhovener Flüchtlinge zurück. Sie waren noch vor dem Rhein von der Front überrollt worden. Am 12. Mai traf auch die Familie Sommer in Aldenhoven ein. Nach und nach kamen so die noch lebenden Aldenhovener zurück.

Die aus der Evakuierung Zurückkommenden hatten zwar geglaubt, dass die Daheimgebliebenen alles erhalten hätten, sie mussten aber feststellen, dass sie genau so vor dem Nichts standen. Sie wussten ja nicht, dass die Amerikaner die Daheimgebliebenen weiter hinter die Front evakuiert hatten. *-Ende der Abschrift-*

Das Tagebuch enthält viele Details, die einige Aussagen von Herrn Franz-Josef Sommer ergänzen. Mich interessierte die Siersdorfer Tragödie an erster Stelle. Meine diesbezüglichen Fragen ergaben: Bei der Flucht in den Aldenhovener Luftschutzbunker traf Frau Macherey auf polnische und ukrainische Zwangsarbeiter. Unter den Polen befanden sich auch drei Männer, die nach dem Krieg in Aldenhoven geblieben sind: Stanislaus, Adam und Pole-Jupp. Ebenfalls deutsche Flüchtlinge hatten Schutz im Bunker gesucht. Dass sie aus Alsdorf und/oder Baesweiler stammten, schloss Frau Macherey nicht aus. Im Tagebuch ist zu lesen: „Die Einwohner von Baesweiler waren nicht evakuiert worden, weil die Front zu schnell vorüber war.“ Die Vermutung erschien naheliegend, dass von der Front überrollte Zivilisten auf eigene Faust geflohen und zwischen die Kampflinien geraten waren. Bekannte Fakten wurden

bestätigt. Doch die entscheidende Frage, ob Frau Macherey etwas von den schrecklichen Geschehnissen in Siersdorf erfahren habe, blieb wieder ohne Antwort. Die vielstündigen Gespräche, so interessant sie auch waren, hatten uns bei den Fragen nach dem schrecklichen Unglück in Siersdorf nicht vorangebracht. Ich teilte Billy meine Enttäuschung mit. Er aber bestärkte uns, nicht aufzugeben, und meinte, wir kämen voran. Weiter schrieb er:

*(...) Ich bin sicher, ihr findet noch jemanden in eurer Nähe, der sich an das traurige Ereignis im Leben von Amerikanern und Deutschen erinnert. Nochmals: Möge Gott euch segnen für all eure Anstrengungen, die Geschichte aufzuschreiben und andere lesen zu lassen. Vielleicht kommt noch manches hinzu (...)*



*Heinz Knisch, 2005*

Wir machten weiter. Bis Mitte Februar hatte Günther Schorn bereits 18 Leute aus Siersdorf befragt, ohne zu einem Ergebnis zu gelangen. Um unsere Nachforschungen auf den Raum Alsdorf und Umgebung auszudehnen, nahm er Kontakt zu Herrn Heinz Knisch, einem Alsdorfer Heimatforscher, auf. Dieser teilte unsere Auffassung, dass die Toten im Luftschutzstollen nicht aus Siersdorf, sondern wahrscheinlich aus der Alsdorfer Region stammten.

Durch einen Aufruf in der Presse, der am 2. März in der Aachener Zeitung erschien, hofften wir, Augenzeugen in Alsdorf und Umgebung zu finden.



*Schlagzeile vom 02.03.2005*

## **Kapitel 5: Nachforschungen in Archiven**

Wir veränderten und ergänzten unsere Hypothese, die sich bislang auf Siersdorf konzentriert und mit der Vorstellung verbunden hatte, dass die verunglückten Kinder und Erwachsenen hier auch ihre letzte Ruhestätte gefunden hätten. Nun sagten wir uns: Die Menschen auf der Flucht, die zwischen die Frontlinien geraten waren und in Siersdorf Unterschlupf gefunden hatten, kamen vielleicht aus mehreren Orten. Ergo könnten auch die Toten aus verschiedenen Ortschaften stammen. Wenn die Leichen von Angehörigen abgeholt worden sind, wird man